

dtv

Ein junger Student kehrt zu Beginn des Irakkriegs von Bagdad zurück in sein Heimatdorf Kafr Karam. Dort verläuft das Leben beschaulich und ruhig, bis plötzlich ein tödlicher Zwischenfall an einem Checkpoint dafür sorgt, dass die jungen Männer des Dorfes in Aufruhr geraten. Kurz darauf stürmen US-Soldaten die Häuser und zerren den alten Vater des Studenten halbnackt aus dem Schlafzimmer. Zutiefst in seiner Ehre verletzt, schlägt sich der junge Mann nach Bagdad durch und schließt sich den Dschihadisten an, bei denen er sich fremd fühlt – ihr Hass aber ist ihm vertraut. Schließlich wird er nach Beirut geschickt, zur Vorbereitung auf einen Spezialeinsatz, so simpel in der Durchführung, so verheerend im Resultat. Yasmina Khadra macht höchst eindrucksvoll die Ausweglosigkeit des fundamentalistischen Fanatismus spürbar.

Yasmina Khadra ist das Pseudonym von Mohammed Moulessehoul. Der 1955 geborene Autor war hoher Offizier in der algerischen Armee. Wegen der strengen Zensurbestimmungen veröffentlichte er seine beliebten Kriminalromane mit Kommissar Llob unter dem Namen einer Frau. Erst nachdem er im Dezember 2000 mit seiner Familie nach Frankreich ins Exil gegangen war, konnte er das Geheimnis um seine Identität lüften. Yasmina Khadra ist eine der wichtigsten Stimmen der arabischen Welt, seine Romane sind in zahlreiche Sprachen übersetzt.

Yasmina Khadra
Die Sirenen von Bagdad

Roman

Aus dem Französischen
von Regina Keil-Sagawe

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Yasmina Khadra
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Die Attentäterin (13645)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

April 2010

2. Auflage 2010

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlags München

© 2006 Éditions Julliard, Paris

Titel der Originalausgabe: ›Les Sirènes de Bagdad‹

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2008 Nagel & Kimche

im Carl Hanser Verlag München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier

für Gestaltung, Stephanie Weischer unter

Verwendung eines Fotos von

gettyimages/Ian Waldie

Satz: Filmsatz Schröter, München

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13865-9

Beirut versinkt in der Nacht und verhüllt das Gesicht. Die blutigen Krawalle vom Vortag haben die Stadt keineswegs wacherüttelt, was beweist, dass sie selbst im Gehen noch schläft. Und nach alter Väter Sitte stört man keinen Schlafwandler, auch dann nicht, wenn er ins eigene Verderben rennt.

Ich hatte mir Beirut anders vorgestellt, arabisch, und stolz darauf. Ich hatte mich geirrt. Das hier ist eine Stadt, die sich auf keinen Nenner bringen lässt, die mehr in ihren Phantasien als in der eigenen Geschichte zu Hause ist, eine Falschspielerin, unstedt und flatterhaft, immer zu üblen Scherzen aufgelegt. Vielleicht haben Beiruts Schutzpatrone die Stadt deshalb sich selbst überlassen, sie den Traumata des Krieges und einer ungewissen Zukunft ausgeliefert, weil sie sich darauf versteift, ein Abklatsch der Städte der Feinde zu sein. Sie hat den Alptraum in voller Größe durchlebt. Doch was hat es ihr genützt? Je länger ich sie beobachte, umso weniger verstehe ich sie. Ihrer Ungezwungenheit haftet etwas Unverschämtes an, das nicht weit führt. Die Stadt lügt mit jedem Atemzug. Ihre Allüren sind nichts als Bauernfängerei. Das Charisma, das man ihr zuschreibt, steht im Widerspruch zu ihrer Launenhaftigkeit. Es ist, als hätte man welches Gewebe mit kostbarer Seide umhüllt.

Jedem Tag seine eigene Plage, skandiert sie halbherzig. Gestern ergoss sie ihre gesammelte Wut zwischen verbarrikadierten Schaufenstern über die Prachtboulevards. Und heute Abend macht sie einen drauf, inszeniert ihre Nächte aufs Neue als strahlenden Erfolg. Schon jetzt bieten Leuchtreklamen und Neonschilder ein kunterbuntes Schauspiel, schießen Luxus-

limousinen im Slalom ihrer Scheinwerfer wie Geistesblitze daher. Es ist Sonnabend, und die Nacht rüstet sich, um aufs Ganze zu gehen. Die Menschen werden feiern bis in die Morgenstunden, so ausgelassen, dass kein Sonntagsgeläut zu ihnen durchdringen wird.

Ich bin vor drei Wochen in Beirut angekommen, über ein Jahr nach der Ermordung des ehemaligen Premiers Rafik Hariri. Kaum hatte ich einen Fuß aus dem Taxi gesetzt, sprang mich die Verlogenheit dieser Stadt an. Ihre Trauer ist Fassade, ihr Gedächtnis ein altes, rostiges Sieb. Ich habe Beirut auf Anhieb nicht gemocht.

Morgens befällt mich ein dumpfer Widerwille, wenn mir ihr Marktgezeter in die Ohren steigt. Und abends überkommt mich die Wut, wenn die Amüsiersüchtigen in ihren fetten Karossen prahlerisch durch die Straßen rollen, die Stereoanlage bis zum Anschlag aufgedreht. Was wollen sie beweisen? Dass die Bombenanschläge ihnen nicht die Laune verderben? Dass das Leben trotz schlechter Zeiten weitergeht?

Ich begreife diesen ganzen Zirkus einfach nicht.

Ich bin Beduine, bin in Kafr Karam geboren, einem Dorf, das sich in den Weiten der irakischen Wüste verliert und dermaßen unauffällig ist, dass es häufig mit irgendeiner Fata Morgana zusammenfällt und erst, wenn die Sonne untergeht, wieder zum Vorschein kommt. Großstädte haben mir schon immer ein tiefes Misstrauen eingeflößt. Aber von den Pirouetten, die Beirut dreht, wird mir schwindlig. Meint man, etwas ganz sicher im Griff zu haben, entpuppt es sich als umso unbegreiflicher. Beirut ist ein verpfushtes Geschäft. Seine Qualen sind gespielte Qualen, seine Tränen Krokodilstränen. Ich hasse diese Stadt mit jeder Faser meines Körpers. Wegen ihrer Anwendungen von Stolz, die weder besonders couragiert noch konsequent erscheinen. Hasse sie dafür, dass sie

zwischen zwei Stühlen sitzt, sich arabisch gebärdet, wenn die Kassen leer sind, sich westlich gibt, wenn eine Intrige gutes Geld verspricht. Was sie morgens in höchsten Tönen lobt, verleugnet sie nachts; was sie auf dem Markt lauthals reklamiert, weist sie hinter den Stadtmauern empört von sich und läuft ihrem eigenen Unglück nach wie eine verbitterte Ausreißerin, die glaubt, andernorts zu finden, was doch in Reichweite ist.

«Wieso bist du nicht draußen, um dir die Beine zu vertreten und den Geist zu lüften?»

Hinter mir steht Doktor Jalal und pustet mir seinen Atem ins Genick.

Wie lange ist er schon hier und belauscht meine Selbstgespräche?

Ich habe ihn nicht kommen hören und bin erbost, ihn wie eine Raubelster meinen Gedanken auflauern zu sehen. Er ahnt, wie unangenehm mir sein plötzlicher Auftritt ist, und deutet mit dem Kinn auf die Straße hinunter.

«Ein wunderbarer Abend. Schönes Wetter, Cafés und Straßen voller Leute. Das solltest du genießen, anstatt hier oben vor dich hin zu grübeln.»

«Ich grübele nicht vor mich hin.»

«Und was tust du dann?»

«Ich mag keine Menschaufläufe, und ich hasse diese Stadt.»

Der Doktor wirft den Kopf in den Nacken, als hätte ihm jemand einen Fausthieb verpasst, und runzelt die Stirn.

«Du hast den falschen Feind im Visier, junger Mann. Eine Stadt wie Beirut, die hasst man nicht.»

«Ich schon.»

«Da tust du ihr unrecht. Diese Stadt hat furchtbar gelitten. Sie war am Boden zerstört. Nur durch ein Wunder hat sie

überlebt. Und jetzt erholt sie sich allmählich, noch wie im Fieber und wie betäubt, doch sie lässt nicht locker. Ich habe nur Bewunderung für sie. Es ist noch gar nicht lange her, da hätte keiner auf sie gewettet ... Was kann man ihr denn schon vorwerfen? Was missfällt dir so an ihr?»

«Alles.»

«Das ist mir zu vage.»

«Mir nicht. Ich kann die Stadt nun einmal nicht leiden. Punkt. Basta.»

Der Doktor lässt es gut sein: «Wenn es dir Spaß macht ... Nimmst du eine?»

Er hält mir ein Päckchen Zigaretten hin.

«Ich rauche nicht.»

Er bietet mir ein Dosenbier an: «Magst du?»

«Ich trinke nicht.»

Doktor Jalal stellt die Dose auf einen kleinen Korb Tisch ab und lehnt sich gegen die Balustrade, Schulter an Schulter mit mir. Seine Alkoholfahne nimmt mir die Luft. Ich erinnere mich nicht, ihn jemals nüchtern erlebt zu haben. Er ist erst fünf und fünfzig, aber schon ein Wrack, die Gesichtsfarbe leicht violett, der Mund eingefallen, die Mundwinkel zerfurcht. Heute Abend steckt er in einem Trainingsanzug in den Farben der libanesischen Nationalmannschaft, die offene Jacke gibt den Blick frei auf ein blutrotes T-Shirt, die Schnürsenkel seiner neuen Sneakers sind nicht gebunden. Man könnte meinen, er wäre nach einer ausgiebigen Siesta eben erst aus dem Bett gefallen. Seine Bewegungen sind schläfrig, seine Augen, die normalerweise Funken sprühen, zwischen den verquollenen Lidern kaum zu erkennen.

Verlegen streicht er sich die Haare über den Schädel, um eine beginnende Glatze zu verdecken.

«Störe ich dich?»

Keine Antwort.

«Im Zimmer war es mir langweilig. In diesem Hotel ist ja nie etwas los. Keine Hochzeit, kein Bankett. Das reinste Sterbehaus.»

Er führt die Bierdose zum Mund und nimmt einen kräftigen Schluck. Sein Adamsapfel, der ohnehin stark hervorsteht, hüpfte auf und ab. Mir fällt zum ersten Mal auf, dass sich quer über seinen Hals eine hässliche Narbe zieht.

Mein Stirnrunzeln entgeht ihm nicht. Er setzt die Bierdose wieder ab und wischt sich mit dem Handrücken über den Mund. Dann wendet er sich kopfwackelnd dem Boulevard zu, der lebendigen Leibes von seinen wild blinkenden Lichtern verschlungen wird.

«Ich habe mal versucht, mich aufzuhängen, vor sehr langer Zeit», erzählt er, während er sich über das Geländer beugt. «Mit einem Hanffaden. Ich war höchstens achtzehn ...»

Er nimmt noch einen Schluck Bier, dann fährt er fort: «Ich hatte meine Mutter mit einem fremden Mann erwischt.»

Seine Bemerkung haut mich um, doch sein Blick hält mich in Schach. Ich muss zugeben, Doktor Jalal hat mich mehr als einmal auf dem falschen Fuß erwischt. Seine Offenherzigkeit verkrafte ich nicht, solche Bekenntnisse bin ich nicht gewohnt. In Kafr Karam sind derlei Enthüllungen tödlich. Ich habe noch nie jemanden auf diese Weise von der eigenen Mutter reden hören, und die Beiläufigkeit, mit der Doktor Jalal seine schmutzige Wäsche ausbreitet, wirft mich vollends aus der Bahn.

«Solche Dingen passieren eben», fügt er noch hinzu.

«Dem kann ich nur beipflichten», sage ich, mehr, um das Thema zu wechseln.

«Wem kannst du beipflichten?»

Ich bin in der Klemme. Ich habe keine Ahnung, was in sei-

nem Kopf abläuft, und ärgere mich, dass mir die Argumente ausgehen.

Aber Doktor Jalal gibt auf. Wir sind nicht aus demselben Holz geschnitzt, und wenn er sich mit Leuten meines Standes unterhält, hat er mitunter das Gefühl, gegen eine Wand anzureden. Doch ihm setzt die Einsamkeit zu, und ein kleiner, noch so belangloser Plausch bewahrt ihn immerhin davor, sich einen Vollrausch anzutrinken. Wenn Doktor Jalal nicht redet, dann lässt er sich zulaufen. Er ist ein friedfertiger Trinker, doch er misstraut dieser Welt, in die es ihn verschlagen hat. Er versucht vergebens, sich einzureden, dass er in guten Händen ist, er vermag es nicht recht zu glauben. Sind es nicht dieselben Hände, die im Finsternen schießen, die Kehlen aufschlitzen, erdrosseln und würgen und Sprengstoff unter den Sitzen derer plazieren, die nicht erwünscht sind? Gewiss, seit seiner Ankunft in Beirut hat es keine Strafexpedition mehr gegeben, doch auf das Konto seiner Gastgeber gehen ganze Berge von Leichen. Was er in ihren Augen liest, täuscht nicht: Sie sind der wandelnde Tod. Ein falscher Schritt, eine unbedachte Bemerkung, und ihm bleibt nicht einmal die Zeit zu begreifen, wie ihm geschieht. Vor zwei Wochen hat man Imad, einen Jungen, der sich um mich kümmern sollte, in seinen Exkrementen liegend auf einem Platz vorgefunden. Für die Polizei war die Sache klar. Imad ist an einer Überdosis gestorben. Besser so. Seine Kameraden, die ihn mit einer infizierten Spritze ins Jenseits befördert hatten, haben sich auf seiner Beerdigung nicht blicken lassen. Sie taten so, als hätten sie ihn nie gekannt. Seitdem schaut der Doktor zweimal unter sein Bett, bevor er unter die Decke schlüpft.

«Du hast vorhin Selbstgespräche geführt», sagt er.

«Das tue ich manchmal.»

«Und worüber?»

«Weiß nicht mehr.»

Er nickt und verliert sich aufs Neue in der Betrachtung der Stadt. Wir befinden uns auf der Dachterrasse des Hotels, in einer Art Glaskasten, der auf die Hauptverkehrsader des Viertels hinausgeht. Einige Korbstühle stehen hier, zwei niedrige Tische, in einer Ecke ein Sofa und darüber Regale voller Bücher und Broschüren.

«Stell dir nicht zu viele Fragen», rät er mir.

«Ich stelle mir längst keine Fragen mehr.»

«Man stellt sich oft Fragen, wenn man sich abschottet.»

«Ich nicht.»

Doktor Jalal hatte lange an europäischen Universitäten gelehrt. Man konnte ihn regelmäßig in Talkshows im Fernsehen erleben, in denen er das «kriminelle Abweichlertum» seiner Religionsbrüder geißelte. Weder die Fetwas, die gegen ihn erlassen wurden, noch die missglückten Entführungsversuche konnten sein Temperament zügeln. Er war kurz davor, zum Anführer der Gegner des bewaffneten Dschihad aufzurücken. Dann tauchte er plötzlich und unerwartet in der Führerloge des islamistischen Fundamentalismus auf. Von seinen westlichen Kollegen schwer enttäuscht, hatte er feststellen müssen, dass seine Funktion des Vorzeigearabers seiner eminenten Gelehrsamkeit auf ungeheuerliche Weise die Show stahl, woraufhin er eine gewaltige Anklageschrift gegen den intellektuellen Rassismus verfasste, der im Gutmenschtum des Westens vorherrsche, und unglaubliche Windungen vollführte, um sich dem islamistischen Milieu anzunähern. Anfangs hatte man ihn im Verdacht, ein Doppelagent zu sein, doch dann wurde er vom Imamat rehabilitiert und sogar mit einem Mandat betraut. Heute bereist er die islamischen Länder der arabischen Welt und stellt sein Rednertalent und seine schier beängstigende Intelligenz in den Dienst des Dschihad.

«Hier in der Nähe gibt es ein Bordell», schlägt er mir vor.
«Hättest du nicht Lust auf eine schnelle Nummer?»

Ich staune nicht schlecht.

«Es ist nicht wirklich ein Bordell, nun ja, keines der üblichen jedenfalls. Die Stammkunden kannst du an den Fingern abzählen, das sind alles Leute von Format ... Bei Madame Rachak ist man unter sich. Man prostet sich zu und lässt ein paar Joints herumgehen, ohne dass die Sache gleich ausartet, wenn du verstehst, was ich meine. Und wenn man auseinandergeht, dann kennt keiner keinen mehr. Die Mädchen sind attraktiv und einfallsreich, echte Professionelle eben. Solltest du aus diesem oder jenem Grund mal Ladehemmung haben, bekommen sie dich im Handumdrehen wieder hin.»

«Danke, nein.»

«Warum sagst du das? Als ich so alt war wie du, war mir jede Fotze recht.»

Seine Vulgarität bringt mich aus der Fassung.

Ich kann kaum glauben, dass ein Gelehrter seines Kalibers derart unflätige Ausdrücke in den Mund nimmt.

Doktor Jalal ist rund dreißig Jahre älter als ich. In meinem Dorf ist es seit Anbeginn aller Zeiten undenkbar, derlei Gespräche mit einem, der älter als man selbst ist, zu führen. Ein einziges Mal, als ich mit einem jungen Onkel durch die Straßen flanierte, ist es mir in Bagdad passiert, dass ein Passant laut fluchte – hätte die Erde sich just in diesem Moment aufgetan, ich wäre auf der Stelle in ihr versunken.

«Na, wäre das was für dich ...?»

«Nein.»

Doktor Jalal ist ehrlich betrübt. Er beugt sich über das schmiedeeiserne Geländer und befördert seine Kippe mit einem Fingerschnippen ins Leere. Wir blicken beide dem roten

Lichtpunkt hinterher, der von Etage zu Etage abwärtswirbelt, bis er am Boden in einer Fülle von Funken zerstiebt.

«Glaubst du, dass sie sich uns eines Tages anschließen werden?», frage ich ihn, um das Thema zu wechseln.

«Wen meinst du?»

«Unsere Intellektuellen.»

Doktor Jalal sieht mich von der Seite an: «Dich hat noch keine entjungfert, was? Ich rede von einem Bordell ganz in der Nähe ...»

«Und ich von unseren Intellektuellen, Herr Doktor!», konkretere ich mit ausreichender Überzeugung in der Stimme, um ihn in seine Schranken zu weisen.

Er begreift, dass mir sein unsittlicher Vorschlag peinlich ist.

«Und werden sie sich uns anschließen?», frage ich beharrlich.

«Ist das denn so wichtig?»

«Für mich schon. Die Intellektuellen geben allem doch überhaupt erst einen Sinn. Sie werden den anderen von uns berichten, so bleibt unser Kampf unvergessen.»

«Und was du durchlitten hast, das reicht dir nicht aus?»

«Ich muss nicht zurückblicken, um vorwärtszukommen. Mich treibt das Entsetzliche an, das hinter mir liegt. Aber zum Krieg gehört doch mehr.»

Ich versuche, in seinen Augen zu lesen, ob er mir folgen kann. Der Doktor hat seinen Blick auf einen Laden in der Straße gerichtet und nickt nur unmerklich mit dem Kinn.

«Was hab ich nicht schon alles in Bagdad an Predigten und Reden gehört. Das hat mich so in Rage gebracht, als wäre ich ein tollwütiges Kamel. Ich hatte nur eins im Sinn: den ganzen Planeten in die Luft zu jagen, alles zwischen Nord- und Südpol ... Und wenn dann du, ein Gelehrter, meinen Hass auf den Westen in Worte fasst, dann verwandelt sich meine Wut in

Stolz. Dann höre ich auf, mir Fragen zu stellen. Weil du mir auf alles eine Antwort gibst.»

«Welche Art von Fragen denn?» Endlich hebt er den Kopf.

«Jede Menge Fragen gehen dir durch den Kopf, wenn du blind um dich schießt. Nicht immer trifft es die Verräter. Manche Kugeln sind Irrläufer, und wir legen die Falschen um.»

«So ist das im Krieg, mein Junge.»

«Ich weiß. Aber der Krieg allein erklärt nicht alles.»

«Da gibt es nichts zu erklären. Töten und getötet werden. So war das schon in der Steinzeit.»

Wir schweigen beide. Jeder blickt für sich auf die Stadt hinab.

«Wäre aber schon gut, wenn unsere Intellektuellen sich unserem Kampf anschließen würden. Hältst du das für möglich?»

Er seufzt, bevor er antwortet: «Viele wohl kaum, fürchte ich, aber der eine oder andere vermutlich schon. Vom Westen haben wir nichts mehr zu erwarten. Das werden sich unsere Intellektuellen früher oder später eingestehen müssen. Der Westen liebt nur sich selbst, denkt nur an sich selbst. Wenn er uns mal einen Strohhalm hinhält, dann nur, um uns als Köder zu benutzen. Er manipuliert uns, hetzt uns gegeneinander auf, und wenn er uns dann genug verhöhnt hat, verstaut er uns in seinen Geheimarchiven und vergisst uns.»

Der Atem des Doktors geht stoßweise. Er zündet sich die nächste Zigarette an. Seine Hand zittert, und sein Gesicht sieht im aufblitzenden Licht des Feuerzeugs so zerknittert aus wie ein Stück Stoff.

«Aber du warst doch in sämtlichen Fernsehstudios ...»

«Ja, aber bei wie vielen ernsthaften Diskussionsrunden?», brummt er. «Der Westen wird unsere Leistungen nie anerken-

nen. Für ihn sind die Araber gerade mal fähig, einen Ball zu kicken oder in ein Mikrophon zu grölen. Je mehr wir ihm das Gegenteil beweisen wollen, umso weniger will er es gelten lassen. Wenn diese Arierzirkel zufällig mal gezwungen sind, eine Geste in Richtung ihrer Dressuraraber zu machen, dann heben sie das Mittelmaß aufs Podest, um denen, die wirklich gut sind, eins auszuwischen. Ich hab das aus nächster Nähe erlebt. Ich weiß, was das heißt.»

Die Glut seiner Kippe erhellt die Nacht, als wolle er mit nur einem Zug die restliche Zigarette aufrauchen.

Ich hänge an seinen Lippen. Seine Tiraden ähneln meinen finsternen Gedanken, bestärken mich in meinen fixen Ideen, beleben meinen Geist.

«Vor uns haben das schon andere erfahren, und es ist sie teuer zu stehen gekommen», fährt er verdrossen fort. «Sie sind nach Europa gegangen, weil sie dachten, dort ein Zuhause für ihr Wissen zu finden und den idealen Nährboden für ihren Ehrgeiz. Sie sahen sehr wohl, dass sie nicht willkommen waren, doch sie haben in ihrer Einfalt und Naivität durchgehalten, so gut sie konnten. Weil sie an die Werte des Westens glaubten, nahmen sie alles, was man ihnen ins Ohr säuselte, für bare Münze: Meinungsfreiheit, Menschenrechte, Gleichheit, Gerechtigkeit ... große Worte, leere Worte, so hohl wie ihre verspielte Zukunft. Doch nicht alles, was glänzt, ist Gold. Wie viele unserer besten Köpfe haben es denn zu etwas gebracht? Die meisten sind zornig und verbittert gestorben. Ich bin mir sicher, dass sie sich noch im Grab über die eigene Dummheit grämen. Dabei war es sonnenklar, dass all ihr Einsatz für die Katz war. Ihre westlichen Kollegen hätten ihnen doch nie erlaubt, die Früchte ihres Erfolgs selbst zu ernten. Der wahre Rassismus ist noch immer in den Köpfen der Intellektuellen entstanden. Die Diskriminierung beginnt in dem

Moment, in dem eines unserer Bücher aufgeschlagen wird. Unsere Geistesgrößen von gestern brauchten eine Ewigkeit, bis sie das merkten, und als die Zeit gekommen war, um dagegen anzugehen, war man schon zu einem anderen Punkt auf der Tagesordnung übergegangen. Uns wird das nicht passieren. Wir sind vorgewarnt. Wer nichts hat, der nichts gibt, so heißt ein altes Sprichwort bei uns. Der Westen ist nichts als eine abgestandene Lüge, eine klug dosierte Perversion, ein Sireningesang für Identitätskrüppel. Hort der Zuflucht, so nennt er sich, doch in Wahrheit ist der Westen nur eine Anlaufstelle, und wer dort Anlauf nimmt, der landet prompt auf der Nase und steht so schnell nicht mehr auf ...»

«Du meinst also, wir haben keine andere Wahl?»

«Genau. Ein friedliches Miteinander ist nicht mehr möglich. Sie mochten uns nie, und wir ertragen ihre Arroganz nicht mehr. Jeder muss im eigenen Lager leben und dem anderen endgültig den Rücken kehren. Nur dass wir ihnen, bevor wir die große Mauer hochziehen, für alles, was sie uns angetan haben, noch eine gewaltige Abreibung verpassen. Es wird Zeit, dass sie kapieren, dass nicht unsere Geduld feige war, sondern ihre Niedertracht.»

«Und wer wird gewinnen?»

«Der am wenigsten zu verlieren hat.»

Er wirft seine Kippe zu Boden und zertritt sie mit einer Vehemenz, als wäre sie der Kopf einer Viper.

Bedrohlich nehmen mich seine geweiteten Pupillen ins Visier: «Ich hoffe, du wirst diesen Mistkerlen mal so richtig eins verpassen.»

Ich schweige. Der Grund meines Aufenthalts in Beirut dürfte dem Doktor kaum bekannt sein. Er dürfte niemandem bekannt sein. Ich weiß ja selbst nicht, welche Aufgabe auf mich wartet. Ich weiß nur eins: Es handelt sich um *die*

größte Operation in feindlichem Gebiet, über die je berichtet wurde, mit einer Durchschlagskraft tausendmal größer als die Anschläge vom 11. September ...

Er merkt, dass er sich mit mir auf ein Terrain vorgewagt hat, das für mich ähnlich gefährlich ist wie für ihn, zerdrückt die Bierdose in seiner Faust und befördert sie in einen Abfalleimer.

«Das wird ein Riesending!», knurrt er. «Das möchte ich um nichts auf der Welt verpassen.»

Er wünscht mir eine gute Nacht und zieht ab.

Wieder allein, wende ich der Stadt den Rücken zu und lasse den Erinnerungen an Kafr Karam freien Lauf. Kafr Karam ist ein armseliges Kaff, das ich für keine tausend Kerwen hergeben würde, ein beschauliches Fleckchen in der hintersten Wüste, reine Natur, unberührt von Glimmer und Glitter, Ort des Stillstands, den kein Lärm stört. Seit Menschengedenken lebten wir zurückgezogen hinter unseren Mauern aus Stroh und Lehm, fern der Welt und ihrer Monster, gaben uns zufrieden mit dem, was Gott uns bescherte, und lobten seinen Namen, ganz gleich, ob er gab oder nahm. Wir lebten in Armut und Demut, aber in Frieden. Bis zu dem Tag, da man brutal in unsere vertraute Welt einbrach, entweihte, was uns heilig war, und unsere Würde mit Füßen trat. Bis zu dem Tag, da Barbaren mit Granaten und Handschellen in den Gärten Babylons auftauchten und den Dichter lehrten, ein freier Mann zu sein.

Kafr Karam

